



Der Hammer

Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 102, 6.19

Gerold Foidls *Der Richtsaal*. Eine (Wieder-)Entdeckung

In dem Roman *Der Richtsaal* erzählt dessen damals 40-jähriger Autor Gerold Foidl von der Unterdrückung eines jungen Mannes durch zwei machtvolle Institutionen – die Familie und eine psychiatrische Anstalt. Die dergestalt erfolgende Kritik müssten sich eigentlich gerade im Kontext österreichischer Anti-Heimat-Literatur oder einer allgemeineren Österreich-Kritik durchaus einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Die literarischen Arbeiten von Gerold Foidl (1938–1982) haben bislang jedoch nicht Eingang in den Kanon der österreichischen Literatur gefunden. Wie lässt sich Foidls geringe Bekanntheit also erklären? Mögliche Gründe für seine Randstellung in der österreichischen Literaturgeschichte sind vielfältig. Sie mögen damit zusammenhängen, dass *Der Richtsaal* als Foidls Debütroman erst zu seinem 40. Lebensjahr erschien; damit, dass er wenige Jahre später verstarb und weitere Bücher erst posthum erschienen; oder damit, dass sein Manuskript ohne das Einverständnis des Autors um rund ein Drittel gekürzt wurde – möglicherweise, weil das deutschsprachige literarische Feld für Foidls radikale literarische Auseinandersetzung mit europäischer Psychiatrie in den 1970er-Jahren schlichtweg noch nicht bereit war.

Einen Anlass, diesen Autor (wieder-) zu entdecken, liefert nun die im vergangenen Herbst erschienene Ausgabe von Gerold Foidls gesammelten Werken im Innsbrucker Haymon-Verlag, herausgegeben von seiner Nachlassverwalterin Dorothea Macheiner. Diese Ausgabe des *Hammer* möchte Impulse für eine neuerliche Foidl-Lektüre setzen und knüpft dabei an eine Veranstaltung an, die im Februar dieses Jahres in der Alten Schmiede stattfand: O.P. Zier hat aus Gerold Foidls Debütroman *Der Richtsaal* in der Reihe *Dichter lesen Dichter* gelesen und seine Romanlektüre dargelegt; Dorothea Macheiner hat aus ihrer Arbeit als Nachlassverwalterin und Foidls Wegbegleiterin



eine Perspektive auf das Buch eröffnet. Den aus Salzburg kommenden Autor O.P. Zier verbindet mit Gerold Foidl nicht zuletzt ein regionaler Bezug, denn Foidl verbrachte seine letzten Lebensjahre in Salzburg – wenngleich er gebürtiger Lienzer war. Nach Absolvieren der gymnasialen Unterstufe und einer zweijährigen Handelsschule übte er verschiedene Tätigkeiten aus und arbeitete etwa einige Jahre als Zollbeamter in Reutte, Wien, Innsbruck und Kufstein. Schließlich verbrachte er mehrere Salzburger Jahre in prekären ökonomischen Bedingungen, die sich vermutlich nur geringfügig verbesserten, als auf die Veröffentlichung von *Der Richtsaal* ein Arbeitsstipendium der Salzburger und Tiroler Landesregierung¹ folgten. Zwei Jahre nachdem bei Gerold Foidl Lungenkrebs diagnostiziert worden war, verstarb der Autor mit nur 44 Jahren in Salzburg.

Die nunmehr gesammelt erschienenen Werke, die auch den posthum von Peter Handke herausgegebenen Roman² *Standhalten* (Suhrkamp, 1985) sowie Texte aus dem Nachlass und verstreut veröffentlichte Prosa umfassen, sind gerade für eine neue Auseinandersetzung mit *Der Richtsaal* wichtig. Denn an ihnen wird auch die kontroverse Veröffentlichungsgeschichte von Gerold Foidls Debütroman ersichtlich: Als der Roman erstmals 1978 im Schweizer Walter-Verlag erschien, wurde das Manuskript ohne Zustimmung des Autors um rund ein Drittel gekürzt – und dies, obwohl sich erst bei der Lektüre des zweiten Teils die ästhetische und inhaltliche Radikalität seiner literarischen Arbeit vollständig zeigt. Dass dieser zweite Teil nicht in Vergessenheit geraten ist, hat die Literaturgeschichte Dorothea Macheiner zu verdanken, die den bis zum Tod des Autors ungedruckten Teil des Manuskripts in dessen Nachlass entdeckte und der Publikation zuführte. Erst die Lektüre beider Teile lässt erschließen, inwiefern *Der Richtsaal* ein Beitrag zu einer österreichischen Literaturgeschichte ist, der die Anti-Heimat-Literatur in der Tradition etwa von Zeitgenossen wie Franz Innerhofer oder Gernot Wolfgruber verbindet mit einer frühen literarischen Auseinandersetzung mit Psychiatriegeschichte in Österreich.

In *Der Richtsaal* erzählt Gerold Foidl von der Rückkehr eines jungen Mannes in die Stadt seiner Geburt, Kindheit und Jugend, zur eigenen Beruhigung eine Pistole in der Jacke mit sich tragend – der Protagonist Gid Flora möchte dort ein letztes Mal seinen Großvater aufsuchen, um sich nach dem Besuch das Leben zu nehmen. Die Rückkehr in die großelterliche Wohnung führt Gid Flora zurück in den Machtbereich der »Familienmafia« (79) und damit auch in Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend. Im Wohnzimmer der Großeltern, dem titelgebenden »Richtsaal«, beginnt Floras Abrechnung mit der Großmutter in Form eines Streitgesprächs, das Erinnerungen des Protagonisten an die Traumata der Vergangenheit auslöst. Auf den folgenden rund 100 Seiten strukturiert dieser Streit die Erzählung, denn in Gesprächspausen flicht der

Autor Gid Floras Erinnerungen an seine traumatischen Erlebnisse in den Roman ein.

Dass im Vorgang des Erinnerns die Traumata wieder gegenwärtig erscheinen, lässt auch die Erzählstruktur des Romans erahnen: Dessen Beginn ist ruhig und sachlich erzählt, Gid Flora spricht von einer »Distanz« (14), die er zwischen sich und seine Erlebnisse bringen konnte; von seiner Gleichgültigkeit und den Worten der Großmutter, die ihn »in keiner Weise berührten« (15). Er beschreibt, wie er sie »von oben bis unten nach Art der Anatomen« (23) mustert, und in der Tat wirkt Gid Flora beherrscht und kontrolliert. So sind auch seine ersten Rückblicke auf seine Kindheit beziehungsweise auf sein vergangenes Lebensjahr in Wien noch deutlich von der Erzählgegenwart der Konfrontation mit der Großmutter abgesetzt. Im Laufe des Streitgesprächs steigt Gid Floras emotionale Erregung allerdings, er fühlt, wie ihm seine Gelassenheit abhandenkommt, und versucht »endlich wieder Ruhe zu gewinnen« (41). Auch setzt Foidl nun die Rückblicke auf die Vergangenheit immer weniger stark von der Gesprächssituation im großelterlichen Richtsaal ab, sondern erzählt sie immer unmittelbarer. Dass es bei der Lektüre mancherorts schwieriger wird, zwischen den Erzählebenen des Gesprächs und der erinnerten Vergangenheit zu unterscheiden, verstärkt den Eindruck, dass in der Wahrnehmungswelt der Figur Vergangenheit und Gegenwart einander durchdringen.

Die beiden Erzählebenen der Gegenwart im Richtsaal und der erinnerten Vergangenheit verbinden sich etwa auch, indem der Autor die Familie mittels militärischem Vokabular beschreibt: »Taktik« und »Ausdauer« (79) sind notwendig, um die »Angriffe« (38) der »Gegner« (28) in einer »blutigen Auseinandersetzung« (49) abwehren zu können. Martialisch klingt es auch, wenn Gid Flora von seinem Vorhaben spricht, »mehrere Torpedos breitseits in dieses Pharisäerboot [die Familie] hineinlaufen zu lassen«, um »diese Familienfregatte« zu »versenken« (27). Diese Familie ist für den Protagonisten ein Kriegszustand, so zeigt schon die Sprache des Romans und verortet ihn damit in einer literarischen Tradition, in der die Familie nicht mehr als Hort friedlicher Geborgenheit gilt, sondern ein ständiger Kampf um Anerkennung, gegen Unterdrückung und für ein Loskommen vom »Familientribunal« (27) herrscht. Dieses Begriffsfeld charakterisiert vor allem den ersten Teil des Romans, der sich primär Gid Floras Konflikt mit der eigenen Familie widmet. In der Erzählweise des Romans ermöglicht dieser Konflikt, dass Gid Flora sich an die eigene Biografie erinnern kann und die Lesenden somit mit der Geschichte seiner Verletzungen bekannt werden. Als solche Verletzungen erscheinen drei Einzelereignisse, die den jungen Gid Flora besonders stark geprägt haben: seine Zeugenschaft des sogenannten Kosakenmassakers als Siebenjähriger; eine familiär angeordnete und gewaltsam an der Mutter exekutierte Abtreibung, die Gid Flora



beobachtete; schließlich die Zwangseinweisung des 14-Jährigen in die Psychiatrie, um den Jugendlichen zum Schweigen über die Abtreibung zu zwingen. Diese drei Erlebnisse sind leitmotivisch für das Psychogramm des Protagonisten, denn sie werden wiederholt genannt; ihre genauen Umstände enthüllen sich den Lesenden nun schrittweise, wenn Gid Flora sich während der Konfrontation mit seiner Großmutter nach und nach an diese drei Ereignisse erinnert.

Ein wichtiger Begriff im Zuge dieser Erinnerungsarbeit ist jener der »Familienehre«, die es »wie eine Reliquie zu bewahren« gelte (13), und sie ist auch wegweisend für die erzwungene Abtreibung: Als Gid Floras Mutter während der Kriegsgefangenschaft ihres Ehemannes von einem anderen Mann schwanger wird, muss die Schande eines unehelichen Kindes verhindert werden, sodass Onkel Elmar und die Großmutter mit einem langstieligen Löffel gewaltsam eine für die Mutter lebensbedrohliche Abtreibung des fünfmonatigen Fötus vornehmen (vgl. Textstelle S. 6). Foidl zeigt die Familie als von der Großmutter gesteuerte Institution, die in der »heillose[n] Angst vor dem Gerede der Leute« (55) vor derartiger Gewalt nicht zurückschreckt. Sie möchte mit allen Mitteln den Schein nach außen wahren und die Disziplin nach innen aufrechterhalten: »Großmutter, die Gütige. Die Uneigennützigte. Die Aufopferungsvolle. Die Seele der Familie. Die Friedensstifterin. Die zu Unrecht Gekränkte. Die stets zum Verzeihen Bereite. Großmutter, die Vermittlerin, die Kupplerin, die Diktatorin, die Machthungrige, die Kirchensteuerhinterzieherin, die Gottesdienstbesucherin. Die Hüterin der Familienehre und des guten Rufs, selbst auf Kosten einer erzwungenen Abtreibung an ihrer Tochter. Die Initiatorin meiner Irrenhauseinlieferung. Das alles war Großmutter, das Familien-Chamäleon.« (23)

So wie über die erzwungene Abtreibung geschwiegen werden muss, so verweigert die Großmutter Gid auch die Möglichkeit der Aussprache über die erste traumatische Erfahrung seiner Kindheit, nämlich das »Kosakenmassaker«. Foidl schildert es in einem der erinnernden Rückblicke (vgl. Textstelle S. 6) und verortet die Handlung des Romans damit in Lienz: Dort hatten im Frühjahr 1945 Kosaken Zuflucht gesucht, die als ehemalige Kämpfende auf der Seite der Wehrmacht vor stalinistischen Vergeltungsmaßnahmen nach Österreich geflüchtet waren. Da Osttirol Teil der britischen Besatzungszone war, wähten sich rund 25.000 Kosaken in der Lienzer Umgebung in Sicherheit; allerdings war im Abkommen von Jalta die Auslieferung der Kosaken durch die Briten an die Sowjetunion vereinbart worden. Als am 1. Juni 1945 in Lienz die Deportation (euphemistisch auch »Repatriierung«) der Kosaken und ihrer ebenfalls dort lagernden Familien eingeleitet wurde, leisteten die Kosaken passiven Widerstand. Im Zuge der Auseinandersetzungen flohen viele Kosaken in die umliegenden Wälder, sprangen in die reißende Drau, begingen Selbstmord oder wurden im Zuge

der extremen Gewaltanwendung der Soldaten ermordet.³ In Foidls Roman wird diese historische Epoche zu einem Massaker, das sowjetische Besatzungssoldaten an den Kosaken verüben. Über dieses Massaker wird in Gid Floras Familie nicht gesprochen – »Hätte ich darüber gesprochen, wäre es als Phantasterei abgetan worden. Ich hatte Angst, von euch als Lügner bezeichnet zu werden«, wirft Flora seiner Großmutter im Zuge des Streitgesprächs vor. Und in der Tat bestätigt ihre Antwort seine Vermutung: »Was redest du dir da ein?«, heißt es im Roman, »Als ob es dein Problem wäre. Gewiß ist es traurig, was da im Lager geschehen ist. Doch was hat das mit dir zu tun? Krieg ist nun mal so!« (45)

Die drei genannten Ereignisse des »Kosakenmassakers«, der gewaltsamen Abtreibung und der Zwangseinweisung in die Psychiatrie fügen sich in *Der Richtsaal* zu einem Panorama der Macht – nicht nur familiär-private, sondern auch institutionelle Gewalt wirken auf den Protagonisten ein. Faschistische politische Gewalttätigkeit sowie familiäre Machtstrukturen stehen also im Mittelpunkt des ersten Teiles des Romans, während der zweite das Unterdrückungsregime zeitgenössischer Psychiatriepraxis im Fokus hat. Bindeglied zwischen den beiden Teilen ist Gid Floras verunglückter Selbstmord: Nach dem unbefriedigenden Streitgespräch mit der Großmutter verlässt er die Wohnung der Großeltern, um sich am Ufer der Drau das Leben zu nehmen – just übrigens an dem Ort, an dem er 1945 das »Kosakenmassaker« beobachtet hat und der also für eine der Traumatisierungen seiner Kindheit steht. Auf den folgenden Seiten des Romans zeigt sich jedoch, dass Gid Floras Selbstmord nicht geglückt ist, sondern er nach einem zwölfwöchigen komatösen Zustand auf einer Intensivstation erwacht, schwer verletzt und im Wissen um seine bevorstehende Einlieferung in die nahe gelegene geschlossene psychiatrische Anstalt. Damit schließt sich der Kreis zwischen Gid Floras traumatisierender Psychiatrieerfahrung als 14-Jähriger und der Erwartung einer neuerlichen Einlieferung. Ironisch konstatiert er, dass »jeder gescheiterte Selbstmörder hier nur überlebensreif gemacht wird für die Psychiatrie, wo man als Suizidgefährdeter unweigerlich zur Beobachtung landet.« (106) Dieses Bewusstsein verschärft Foidl, indem er die räumliche Nähe von Klinik und Psychiatrie beschreibt: »Nach der Verlegung in die HNO-Klinik liege ich in einem Sechsbettzimmer, von dessen Fenster aus man auf das graubraune Gebäude hinübersieht. Allein die Tatsache, daß diese feindliche Institution nur hundertfünfzig Meter von mir entfernt ist und darauf wartet, eines Morgens zwei Wärter auszusenden, um mich wieder hinter ihre Mauern zu sperren, hält Tag und Nacht, noch ehe es so weit ist, in mir den Gedanken an das Hinauskommen wach. Wieder begegne ich der Vergangenheit. Wie sehr ich mich auch dagegen sträube, die Angst von damals erlaubt (sic!) mich von neuem und löscht die vergangenen zehn Jahre aus. Ich bin wieder vierzehn.«



An dieser Stelle endet die Buchausgabe des Jahres 1978. Sie blendet damit das zentrale Psychatriekapitel des ursprünglichen Romanmanuskriptes aus und beschneidet dieses dergestalt – es sei wiederholt: ohne Zustimmung des Autors – erstens um den Teil, der Gid Floras radikale Abrechnung mit seiner Familie erst plausibel psychologisiert. Zweitens um jene Passagen, die dem Roman ein gewisses Alleinstellungsmerkmal innerhalb der österreichischen Anti-Heimat-Literatur der 1970er-Jahre zuweisen, nämlich die Verbindung von impliziter Kritik an idyllischen Heimatbildern und Antipsychiatriediskursen. Dass Gid nicht zur Nachbehandlung seiner Gehirnhautentzündung eingewiesen worden war, wie man ihm jahrelang glaubhaft versichert hatte, hat er rund ein Jahr vor seinem Selbstmordversuch erfahren. Bereits im ersten Teil des Romans stellte sich heraus, dass das »Famili-entribunal« (27) Gid einweisen hatte lassen um zu verhindern, dass die wahren Umstände der gewaltvollen Zwangsabtreibung durch den Arzt Onkel Erich publik würden. Im zweiten Teil führt Foidl nun die Umstände von Gid Floras erstem Psychiatrieaufenthalt genauer aus und zeigt sie als radikalen Übergriff auf den 14-Jährigen mit den Mitteln institutioneller Macht: Ein gefälschtes medizinisches Gutachten von Onkel Erich, der gleichzeitig Gids Hausarzt ist, sowie eine intime Absprache mit dessen Freund, dem Primar der Klinik, haben den Boden für die ansonsten unbegründete und unzulässige Einweisung des Jugendlichen bereitet. Gids Hausarzt Onkel Erich verfasste und unterzeichnete einen Arztbrief, in dem er dem Jugendlichen »eine situationsbedingte Charakterdestrukturierung«, »autistische Züge« und eine »Symptomatik sowohl manisch-depressiven als auch schizophrenen Verhaltenscharakteristikums« (161f) attestiert.

Die fingierte Diagnose und die persönliche Verbindung zwischen Repräsentanten der institutionellen Macht ›Psychiatrie‹ sind gewissermaßen Vorboten von Foidls Kritik auch an der psychiatrischen Praxis der 1950er- und 1960er-Jahre: Der in der Erstfassung getilgte Teil des Manuskriptes erzählt über weite Strecken von Gid Floras Angst vor der neuerlichen Einweisung in die Psychiatrie, die ihrerseits Anlass ist für ausführliche Erinnerungen an seine erste Psychiatrieerfahrung als 14-Jähriger – diese fällt in die erste Hälfte der 1950er-Jahre. Foidl nimmt sie zum Anlass für eine umfassende Kritik an psychiatrischen Behandlungspraktiken sowie Machtstrukturen innerhalb der Psychiatrie und lässt sich damit in die Antipsychiatriebewegung der 1960er- und 1970er-Jahre einordnen. Bei Foidl betrifft sie etwa die individuelle Machtausübung von Ärzten und Pflegern oder psychiatrische ›Therapien‹ wie Elektroschocks, Zwangsjacken, die systematische Verabreichung des Betäubungsmittels Librium oder die sogenannte »Fastentherapie« (139), die nichts anderes als eine Form von Nahrungsentzug ist: Die Patienten sind dem Machtstreben, der Willkür und dem beruflichen Ehrgeiz von Pflegern, Krankenschwestern und Ärzten hilflos ausgeliefert. Besonders ›Wärter Franz‹, der

auch den Beinamen ›Schlächter‹ trägt, zeichnet Foidl als sadistischen Mann, der »an den Leiden anderer Freude [hat] wie an einer gewonnenen Partie beim Bauernschnapsen« (145). Freude etwa an Schlägen in die Nieren oder den Solarplexus. Es kann übrigens vorkommen, dass das ›Pflegepersonal‹ »manchmal den Bogen« überspannt – dann »nützt nur mehr das Totenscheinfälschen.« (132)

Kritik an psychiatrischer Praxis übt Foidl nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf sprachlicher Ebene, wenn Sprachverwendung zum Betrachtungsobjekt seines Protagonisten wird: Etwa spricht Gid bewusst und systematisch von ›Wärtern‹ statt von ›Pflgern‹ und lehnt euphemistische Begriffe explizit ab: »Am ersten Tag fiel ihm auf, daß der Wärter anstatt Zwangsjacke ›Beruhigungskleidung‹ und statt E-Schock ›Kurzschlag mittels elektrischen Stromes‹ sagte. Es hörte sich beinahe vertrauenserweckend an. Eberhard, der Zehner [ein anderer Patient], gebrauchte die Ausdrücke der Realität. Es war eindeutig die falsche Sprache.« (129) Ein auffällig perfides Beispiel für euphemistischen Sprachgebrauch ist die sogenannte ›Wasserbad-Methode‹ (132), die Patienten gefügig machen soll. Gid beschreibt sie als eine dem Waterboarding ähnliche Foltermethode: »Dabei halten sie einem die Arme fest, während ein anderer den Kopf unter Wasser drückt. Es schnellt die unsichtbare, sich unbarmherzig zusammenziehende Furcht und Angstschlinge hoch. [...] Überall aussichtslose Wahnsinnsangst.« (132)

Institutionen, die als »repressive Verwahreinrichtungen«⁴ Menschen durch Barrieren (Zäune, hohe Mauern, etc.) von ihrer Umwelt trennen, bezeichnet etwa der Soziologe Erving Goffman als ›totale Institutionen‹: »›Abgeschlossenheit‹, Rationalisierung des alltäglichen Lebens und autoritäre, bürokratische Organisation des Anstaltslebens sind sowohl Praktiken als auch Arrangements betreffende Charakteristika von ›Totalen Institutionen‹.«⁵ Auf derartige ›totale Institutionen‹ zielt in den 1960er- und 1970er-Jahren auch die Kritik der Antipsychiatriebewegung: Für Sie stellten vor allem Michel Foucaults Thesen einen wichtigen Anknüpfungspunkt dar. Bereits im Jahr 1961 veröffentlichte er mit *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* eine Geschichte des Konzepts ›Wahnsinn‹ vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Dabei stehen vor allem jene Mechanismen im Mittelpunkt, die ›Andere‹ aussondern, disziplinieren und kontrollieren – beispielsweise in modernen Kliniken oder Gefängnissen. Mit einer Genealogie der modernen Psychiatrie und deren Wissensformen beschäftigte sich Foucault etwa auch im Zuge der Vorlesungen, die er in den Jahren 1973–1974 am Collège de France unter dem Titel *Die Macht der Psychiatrie* hielt. Seine Arbeiten lieferten vor allem wichtige Impulse für jene psychiatriekritischen Bewegungen, die sich in den 1960er-Jahren formierten und die im Umfeld der kritischen Wissenschafts-



theorie der Frankfurter Schule entstanden waren. Auch für die Psychatriegeschichtsforschung lieferten sie Anlässe dafür, die »fortschrittsoptimistische Sichtweise der von Psychiatern selbst geschriebenen Geschichte der ›modernen‹ Anstaltspsychiatrie«⁶ in Frage zu stellen.

Nun bieten Literatur und Populärkultur eine Palette an Beispielen für eine sich in den 1960er- und 1970er-Jahren ausdehnende Auseinandersetzungen mit psychiatriekritischen Bewegungen – von dem Song *Shock Treatment* der US-amerikanischen Punk-Band Ramones (»Peace and love is here to stay and now I can wake up and face the day / Happy-happy-happy all the time, shock treatment, I'm doing fine«) bis zu einer differenzierten Auseinandersetzung in dem 1975 erschienenen Film *Einer flog über das Kuckucksnest*, in dessen Rezeption Psychiatriekritik große Aufmerksamkeit zuteil wurde. Der Film spielt in einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt und erzählt von dem Gewalt- und Sexualstraftäter Randle McMurphy, der mittels vorgetäuschter Krankheit einer Gefängnishaft zu entgehen versucht. Der Film zeigt nicht nur, wie der widerspenstige Patient das autoritäre Reglement der Psychiatrie hinterfragt, sondern auch, wie das psychiatrische Regime mittels ›Therapien‹ wie Elektroschocks oder Lobotomie (einer neurochirurgischen Operation, bei der Nervenbahnen im Gehirn durchtrennt werden) nicht-regelkonformes Verhalten kraft extremer Gewalteinwirkung unterminiert. Der Film, der auf Ken Kesey's gleichnamigem Roman aus dem Jahr 1962 basiert, erhielt im Jahr 1976 fünf Oscars (in den Kategorien ›Bester Film‹, ›Beste Regie‹, ›Bestes Drehbuch‹, ›Bester Hauptdarsteller‹, ›Beste Hauptdarstellerin‹) und machte manch zweifelhafte psychiatrische Praxis auch außerhalb von AktivistInnenkreisen bekannt. Als Beispiele für eine stärker literarische Auseinandersetzung auch mit psychiatrischer Praxis haben etwa Silvia Plaths Roman *Die Glasglocke* (1953) oder Rainald Goetz' avantgardistischer Roman *Irre* (1983) im Laufe von mehreren Jahrzehnten eine breite Leserschaft erreicht.

In der Tat kann auch Gerold Foidls *Richtsaaal* in dem betreffenden Kontext gelesen werden. Relevant aus hermeneutischer Sicht sind in diesem Zusammenhang auch gewisse stilistische Veränderungen zwischen dem ersten und dem zweiten Teil (vgl. Textstelle S. 7). Die Sprache im ersten Teil tendiert zu Unmittelbarkeit und schlichter Bildlichkeit. Hingegen illustriert eine Passage aus dem zweiten Teil, wie sich Foidl beispielsweise einer leicht expressionistischen Bildsprache bedient: Als Gid sich selbst als 14-Jährigen vor Augen hat, beschreibt er sich folgendermaßen, als er »vom Schlächterwärter Franz im Bunker zusammengeschlagen wird. Blutend, mit gebrochenem Nasenbein. In seiner Verzweigung flach wie ein Blatt Papier. In seiner Brust die Furcht. Eine Silberpappel im Sturm. Die Kehle von einem hochschießenden Angstbolzen geschlossen. In seinem Kopf zur Nachtzeit die Bilder des Grauens. Krächzt schnarrend die Stimme eines Aas-

geiers: ›Ichch ... kkk-ck-ch-kkann ...war ... ten ... daß du zu mir kommmmmst. Es ist nuuuur-rr-r-rrr-rr ch-eine Zeeitfr-rrr-rr-ra-ge, arro, arrrr-rrro!« (128). Stilistische und sprachliche Unterschiede zwischen den beiden Teilen des Romans werfen beispielsweise die Frage nach Eingriffen eines Lektorats – laut Dorothea Macheiner hat Foidl den Roman mehrmals überarbeitet⁷ –, auf die ohne vorliegende Manuskripte oder Textstufen jedoch kaum zu beantworten sind.

Lektüren und Rezensionen von Foidls Roman erfolgen nicht selten auf der Folie der Biografie des Autors, wenngleich die Quellenlage zu Foidls Biografie lückenhaft ist.⁸ Eine durchaus offensichtliche klangliche Ähnlichkeit zwischen den Namen des Protagonisten und des Autors (Gid Flora – Gerold Foidl) legen die Assoziation von Autor und Figur gewissermaßen nahe, ebenso das Geburtsjahr des Protagonisten, das identisch mit jenem des Autors ist und auch die epileptischen Anfälle, an denen Gid Flora seit seiner Kindheit leidet, teilt die Figur mit ihrem Autor.⁹ Ein in manchen Rezensionen kolportierter Psychiatrieaufenthalt des Autors, ein Selbstmordversuch oder gar Foidls Zeugenschaft der Kosakendeportation sind hingegen nicht gesichert.¹⁰ Indessen lässt sich vermuten, dass gerade die thematische Nähe des *Richtsaaal* sowie auch dessen zeitliches Erscheinen nahe zur Anti-Heimat-Literatur etwa Franz Innerhofers die Plausibilität einer autobiografischen Lektüre für manche Rezensenten nahelegte – schließlich ist auch für die Rezeption der Anti-Heimat-Literatur der 1970er-Jahre nicht ungewöhnlich, dass Autor und literarische Figur als kongruent verstanden werden.

Mit Blick auf das bisher Dargelegte scheinen mir Fragen nach der Kongruenz von Autor und Figur im Falle von *Der Richtsaaal* allerdings zweitrangig. Nicht zuletzt, da sie die Gefahr bergen, Foidls Roman in den Status eines psychologischen ›Bewältigungstextes‹ zu stellen, wie es etwa auch der elf Jahre jüngeren Brigitte Schwaiger wiederholt widerfahren ist. Schwaigers Romanerstling *Wie kommt das Salz ins Meer* erschien ein Jahr vor *Der Richtsaaal*; über die Rezeption von Schwaigers Literatur schreibt Evelyne Polt-Heinzl: »Als das kurze Zeitfenster sozial engagierter Literatur Ende der 1980er Jahre endgültig wieder zugeht, fehlte für eine Neulektüre von Schwaigers Buch jeder Anknüpfungspunkt.«¹¹ Für eine Neulektüre von Gerold Foidl im Allgemeinen und *Der Richtsaaal* im Besonderen liefert die neue Werkausgabe hingegen eine wertvolle Gelegenheit und sie lässt hoffen, dass die Neulektüre losgelöst von der Biografie des Autors erfolgt und die gesellschaftspolitisch brisanten Inhalte des Romans neu diskutiert werden. Mit dem Roman lässt sich ein Stück österreichischer Literaturgeschichte entdecken, das als radikale Parteinahme für jene sozial Unterdrückten gelten kann, die damals in vielen öffentlichen Diskursen von Teilhabe ausgeschlossen waren und es heute immer noch sind.

Johanna Öttl



Textstellen aus *Der Richtsaal*

Gewaltsame Abtreibung

Drei Tage vergingen, dann kam Großmutter in der Abenddämmerung mit Mamas Bruder Elmar. Sie schickten mich aus dem Wohnzimmer. Einige Minuten hörte man eine heftige Auseinandersetzung, danach schrie Mama auf. Der Schrei sperrte mir vor Furcht die Luft. Ohne nachzudenken, warf ich mich gegen die Tür und blieb im Raum wie versteinert stehen. Unfähig, mich zu bewegen. Vor Entsetzen über das, was sich da vor meinen Augen abspielte.

Seit diesem Abend war es unmöglich, jemals wieder zu glauben, Großmutter besäße Selbstlosigkeit oder Güte. Es war ein glänzend gelungener Anschlag auf meine Kindheit, der nicht ohne Folgen blieb. Später, wenn sie sich Sorgen über meine seelische Grausamkeit und den bei Streitereien zutage tretenden Zerstörungsdrang machten, übersahen sie entweder geflissentlich die Vorkommnisse meiner Kindheit, oder sie dachten vielleicht so gotterhaben, weil sie ihre Verfehlungen längst verdrängt hatten.

Deshalb war es gut, sie nun nochmals an diesen unseligen Mittwochabend zu erinnern, der endgültig meine Feindstellung zu den anderen besiegelte.

»Mutter, bitte tut es nicht! Laßt mir das Kind, nehmt es mir nicht weg. Bitte, nicht. Ihr könnt mir das nicht antun. Das könnt ihr nicht!«, flehte sie.

Sie warfen sie auf die Bettbank, ihr Bruder riß brutal die Beine auseinander. Mama wehrte sich mit letzter Kraft, da drückten sie sie in die Kissen. Elmar riß ihr die Schenkel noch weiter auseinander, während Großmutter sie an den Fußgelenken festhielt. Er schob ihr eine Waschschiüssel unter und stach mit einem langen, stielartigen Löffel zu. Sie schrie und versuchte sich aufzubäumen, als sich Großmutter auf ihren Bauch setzte und den letzten Widerstand in einem Wimmern erstickte. Ihr Bruder, der Arzt, stach den langstieligen Löffel noch weiter hinein, drehte ihn nach links und rechts, als wolle er ihr den ganzen Bauch auskratzen. Aus der zerstörten Höhle kam der erste Blutschwall. Dann holte er den Fünfmonats-embryo heraus. In Blutschleim eingehüllt, doch schon gut als Kind erkennbar. Er warf es in die Waschschiüssel und spülte es mit der Nachgeburt ins Klo. Mamas Bauch war jetzt flach. Stoßweise keuchte ihr Atem. Der Kopf lag schräg, am Hals angewinkelt, mit verdrehten Augen sah sie aus den zerknüllten Kissen. Ich begriff, daß es Wirklichkeit war und nicht ein fürchterlicher Traum.

Sie kümmerten sich dann nicht weiter um Mama, verschwanden schnell und machten sich davon wie Viehdiebe. Sich der Bedeutung ihrer Mission ganz bewußt. Selbstzufriedenheit und Selbstjustiz. Ich kniete mich vors Bett, mein Mund fuhr zärtlich über das geliebte Gesicht, das grau und leblos unter meinen Händen lag. Plötzlich durchzuckte sie ein

jähher Schmerz, der sie herumwarf. Ein neuer Blutstrahl schoß zwischen ihren Beinen hervor. Sie rollte mir entgegen und riß mich mit sich in eine Blutlache auf dem Teppich.

»Mama, bitte stirb nicht! Laß mich doch nicht allein zurück! Wenn ich nur wüßte, was ich für dich tun kann. Ich weiß doch nicht, was ich jetzt machen soll«, schluchzte ich verzweifelt. Ohne auf das Blut zu achten, tasteten meine Hände nach ihren Brüsten. Ich wollte spüren, ob darunter das Herz noch schlug.

Nach einiger Zeit kamen schwach und undeutlich wie aus weiter Ferne Worte über ihre Lippen, die wie »heißes Wasser« klangen. Es schüttelte mich durch vor unsagbarer Angst, sie könnte unter mir sterben. Ich schaffte Wasser, Windeln, Watte und Gazeflecken heran, damit endlich das Bluten aufhörte, schob ihr noch einen Polster unter den erschöpften Kopf und wusch ihr die Beine. Bis ich so kraftlos und ermüdet war, daß wir am Fußboden nebeneinander einschliefen.

Wir waren allein. Als ich sie da so leblos neben mir liegen sah, fühlte ich erstmals ganz bewußt die Einsamkeit des Sterbens. An diesem Tag verließ mich die Kindheit für immer.

Gerold Foidl: *Der Richtsaal*. In: Gerold Foidl, *Gesammelte Werke*. Innsbruck: Hamyon 2018, S. 42–44.

»Kosakenmassaker«

Mit einem Konvoi aus Jeeps, schwerfälligen Dodge-LKWs und Panzern kamen die Sowjets nachts in die englische Besatzungszone, wo ihnen die Briten die Kosaken wie Schlachtvieh auslieferten, weil es ihr Kriegspremier Sir Winston Churchill in einem Geheimabkommen so ausgehandelt hatte.

Es hatte den Anschein, als führten die Lagerinsassen ein zwangloses Leben. Rasch wurde der Kontakt zur Zivilbevölkerung der angrenzenden Siedlung enger. Bald konnte man sich gegenseitig, zu einigen Internierten hatten wir ein regelrechtes Freundschaftsverhältnis. Abends trugen Balalaika-Klänge die Hoffnungen und Sehnsüchte der Fremden bis zu uns herüber, und aus der Gemeinschaftsbaracke hörten wir, wie die Stiefel auf die Holzbohlen aufschlugen, wenn die Männer tanzten.

Aber der Schein war trügerisch, denn die Soldaten der Roten Armee waren ganz andere Russen als diese Kosaken.

Ich hatte in dieser Zeit einen sehr unruhigen Schlaf und wachte oft schon zwischen vier und fünf Uhr morgens auf. Von einer inneren Unruhe getrieben, verließ ich das Haus, wenn die anderen noch in tiefem Schlummer lagen. Auch an jenem unseligen Tag zog ich zeitig los. Die Luft war bereits angenehm warm, und drunten am Fluß trocknete das Ufergestein. Ich werde fischen gehen, dachte ich.

Quer durch die Wiesen lief ich zum Fluß hinunter. Ich spürte den Tau auf den nackten Füßen. Zu dieser frühen Morgenstunde nimmt man alles anders wahr als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt des Tages. Ich liebte diese Atmosphäre.



Alles sah harmlos und unverfänglich aus.

Ich ging zu meinem Lieblingsplatz unter den Palmkätzchen und Erlstauden. Auf der Böschung schnitt ich mir eine Angelrute aus einem schönen geraden Haselstecken. Dann setzte ich mich in den Ufersand und warf die Angel aus, an der nur ein einfacher Haken mit einem aufgespießten Heuhüpfer hing, den ich mir in der Wiese gefangen hatte. Mir machte die Wildfischerei unbändigen Spaß. Vor allem deshalb, weil sie verboten war.

In der Ferne hörte ich ein Brummen, es kam näher und wurde deutlicher. Zuerst war es ein dumpfes Tuckern hinter der Flußböschung, das bald zum rasselnden Geräusch von Panzerketten answoll. Das Fischen interessierte mich nun nicht mehr. Ich ging dem Geräusch am Ufer entlang nach und kletterte den steilen Hang auf allen Vieren hoch. Gespannt darauf, was es da oben zu sehen gäbe.

Die Feuerstöße der MP-Salven mähten von zwei Seiten flach über den Boden, als die erste Reihe fiel. Die Kosaken machten rudern Bewegungen wie die Clowns im Zirkus, torkelten und schlugen auf die schräg abgeschnittenen Maisstengel, von denen ihre Köpfe aufgespießt wurden. Unter den Salven zerrissen ihre Kleider, blutige Fahnenfetzen flatterten als fliegende Bänder hinter ihnen her. Andere fielen gleich in die Ackerfurchen. Es war ein Spuk von wenigen Sekunden.

Ich verfluchte meine Neugier, die mich vom Fluß auf die Böschung heraufgetrieben hatte. Als ich aus der flachen Mulde herauswollte, zischten plötzlich Kugeln ins Erlengebüsch. Das Knattern der Maschinenpistolen scheuchte die Vögel auf, die in alle Richtungen auseinanderstoben. Über mir zerriß das Gestrüpp an der Flußböschung, es regnete Blattkonfetti. Fassungslos über das abscheuliche Schauspiel vor meinen Augen, hatte ich nicht einmal Angst, selber erschossen zu werden. Ich empfand nur Leere, ein fiebriges Zittern schüttelte mich.

Sie hatten ein Karree aus LKWs und Panzern gebildet, in das sie die schlaftrunkenen Kosaken trieben, ohne ihnen die geringste Chance zu lassen. Die Soldaten riefen sich Befehle zu. Die Todgeweihten blickten angsterfüllt um sich und suchten irgendwo ein Fluchtloch, aber das Feld war hermetisch abgeriegelt. Hinter ihnen standen weinend und klagend die Angehörigen, die Frauen, die Alten, Kinder und der Pope. Hilflose Zuschauer, mit Kolbenhieben hinter die Pelotonlinie getrieben. Einige schrien, fast alle weinten. Der Pope versuchte, ein Kreuz zu schlagen. Als seine Hand zum Herzen fuhr, traf ihn der Tritt eines Rotarmisten. Er fiel vornüber. Seine Hand streifte das Gesicht, den wallenden Bart, staunend betrachtete er seine blutige Handfläche. Als er aufstehen wollte, traten sie ihn zusammen. Die Frauen, die ihm zu Hilfe kamen, wurden wahllos zu den LKWs getrieben. Hier rissen sie ein Kind aus den Armen der Mutter, dort trennten sie gewaltsam zwei in sich verklammerte Alte. Über dem Acker stand die

Hitze der MP-Läufe. Einige Opfer lebten noch. Mit letzter Kraft versuchten sie, in den Ackerfurchen zentimeterweise an den Fluß zu kriechen. Aus meinem Versteck im Gestrüpp sah ich ihre Augen und den Moment, wo das Augenlicht brach. Schwarze Stiefelschäfte näherten sich. Es waren die Politkommisare, die den Rest erledigten. Sie trugen Pistolen, gingen das Gelände ab und überprüften, ob in einem der Niedergestreckten noch ein Fünkchen Leben glimmte. Dann wurde es schnell still. Die Toten überließen sie den Briten.

Das Kommando verschwand wie ein böser Traum. Die Deportierten auf den LKWs, der Panzertrupp an der Spitze, flankiert von Jeeps. Als sie den Bahnstrang überquerten, verlor ich sie endgültig aus den Augen.

Plötzlich waren die Briten wieder da. Sie standen, als wäre nichts geschehen, um die Wachhäuschen herum. Rauchten, unterhielten sich leise, zogen eine Flasche Whisky heraus, die sie von Mann zu Mann weiterlangten, und machten ganz und gar den Eindruck, als würden sie hier dringend gebraucht.

Jetzt, als ich Großmutter davon erzählte, fühlte ich mich kotzübel, meine Stimme klang brüchig. Ich muß es hinter mich bringen. Sie soll endlich die Wahrheit wissen und sich nicht länger hinter ihren Ausreden verstecken. Ich habe genug eingesteckt. Jetzt sind die anderen dran. Egal, ob ihr das wehtut, was ich da erzähle. Mich kümmert es nicht mehr.

Foidl: *Der Richtsaal*, S. 44-48

Psychiatrie

Wenn ihr die Wahrheit wissen möchtet, müßte ich euch erzählen, wie es einem drinnen zumute ist.

Man verliert sich zur Gänze. Nichts Schützendes umgibt einen. Abgenagter als ein blankgefressener Knochen stürzt man in eine unbekannte Tiefe. Von Angst und Furcht gepflastert.

Sie kommt. Kommt ständig schneller werdend auf einen zu.

Du denkst: Gleich zerschelle ich. Mein umwölktetes Denken wird zerstört. Ich werde fortan in einem Dämmerzustand leben. Im Wahnsinn. Wo ich nicht mal mir selbst traue. Nicht mehr fähig, Täuschung und Wahrheit klar voneinander zu trennen.

Es ist ein schreckliches Gefühl. Gedärme, heraufgedrückt zum Hals. Rasend. Drehend. Vor-sich-gehend in unvorstellbarer Geschwindigkeit. Die Lichtgeschwindigkeit, die dem Verstand enteilt.

Jetzt. J-e-e-e-etzt, j-ee-eee-eeetzt?

Dann wache ich auf. Schreckgelähmt, unfähig, mich zu wehren. Den dumpfen Schmerz abgeschürfter Fingerkuppen spüre ich narkotisiert im Hinterkopf. Haltsuchend krallen meine Finger über den Verputz der Wand. Wie bin ich eigentlich aus den Leinenriemen freigekommen? Antwortlose Stille. Ich weiß es nicht. Werde es nie erfahren.



Am Boden kriechen die Paralytiker den Mittelgang auf und ab. Kein Mensch kümmert sich um sie. Sie lecken über das dreckige Steinparkett. Sie halten sich für Ameisen. Ihre Zungen für Honigrüssel. Vorn an den Wänden sitzen die Depressiven.

Mit vorgenickten Köpfen. Eine reglose Schar frierender Raben. Franz – der Schlächterwärter – wandert teilnahmslos von Seite zu Seite, ohne ein Kreuzworträtsel vollständig aufzulösen. Kalte Trostlosigkeit erfaßt einen, und man drückt den Kopf in die Polster. Augen. Reibsandtrocken. Tränen. Ins Innere ablaufend. Über all dem brütet, durch die Eisengitter vor den Fenstern noch verstärkt, eine Dunstglocke schwülen Klimas hoffnungsloser Verzweiflung.

Solche Eindrücke machen aus einem eine Zitterpappel im Sturm. Das Dunkel vor den Pupillen soll dich in den Schaf zurückholen. Doch das Hirn ist unbarmherzig. Bedrängt dich. Gönnt dir keine Ruhe. Führt dich erneut auf den Richtplatz des Grauens. Wo dich das Miterleben fortschreitenden Hirnfraßes rasch zum Affekt treibt. Zu dem, das jeder fürchtet wie die Beulenpest. Denn darauf steht Bunkerbehandlung. Dort

drüben ist Affekt nämlich strafbar und nicht normal. Zu oft trägt man doch heimlich Leichen von Bestraften hinaus. Laut Totenschein sterben sie meist an Paranoia oder einem anderweitig hochgradigen psychotischen Syndrom. In Wirklichkeit aber hat man sie foltermäßig demoliert. Damals gab es noch keine Psychopharmaka. Doch heute ist es nicht anders. Es sieht nur wesentlich humaner aus, wenn man die Wirkung mit Pillenschlucken erreicht. Bei derartigen Vorkommnissen weiß nachher niemand Bescheid. Die Mauern sind hoch genug. Nichts dringt heraus, das nicht nach draußen soll. Irrenhäuser existieren zu viele. Doch ist den Leuten draußen nicht mal annähernd bekannt, was drinnen geschieht. Man merkt es erst, wenn man wieder hinausgelangt. In diese Umgebung, die lächerlicherweise »das normale Leben« genannt wird. Dann legen sie einem Mülsteine um den Hals, daß die meisten in kurzer Zeit down sind. Wieder eingewiesen werden. Einem Teufelskreis ausgeliefert. Mit Beginn und Ende im Geistes-Mausoleum. Mit schwarzem Seidenschleier abgedeckt.

Foidl: *Der Richtsaal*, S. 112f.

Abdruck der Textstellen mit freundlicher Genehmigung des Haymon-Verlags.

- 1 Vgl. Eintrag »Gerold Foidl«. In: *Lexikon Literatur in Tirol*, Forschungsinstitut Brenner-Archiv. https://orawww.uibk.ac.at/apex/uprod/f?p=TLL:2:0:::P2_ID:163.
- 2 Vgl. Unterkirchner, Anton: »Über Gerold Foidl«. In: *Literatur Tirol*, Forschungsinstitut Brenner-Archiv. <https://literaturtirol.at/lexikon/163>.
- 3 Vgl. Schwarz, Karl-Peter: »Eine schändliche Operation«. In: *FAZ*, 8.6.2015.
- 4 Scheutz, Martin: »Totale Institutionen« – missgeleiteter Bruder oder notwendiger Begleiter der Moderne? Eine Einführung«. In: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 8/1 (2008), S. 3–19, hier: S. 4.
- 5 Ebd., S. 5.
- 6 Nolte, Karen/Fangerau, Heiner: »Einleitung. »Moderne« Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik«. In: dies. (Hg.): »Moderne« Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung. Stuttgart: Franz Steiner 2006, S. 7–21, hier: S. 8.

- 7 Vgl. Macheiner, Dorothea: Nachwort zu *Der Richtsaal*. In: Gerold Foidl, Gesammelte Werke. Innsbruck: Haymon 2018, S. 183–184).
- 8 Vgl. Unterweger, Sandra: »... um mir eine andere Identität zu holen«. Dokument oder Fiktion? Die Legende um Gerold Foidl.« In: Holzner, Johann/ Unterweger, Sandra (Hg.): *Schattenkämpfe. Literatur in Osttirol*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2006, S. 211–226.
- 9 Vgl. die Aussage Dorothea Macheiners, Foidl hätte selbst von einer Mindestrente gelebt, »die ihm wegen seiner epileptischen Anfälle zugesprochen worden war«. (Macheiner: Nachwort zu *Der Richtsaal*, S. 183.)
- 10 Vgl. Unterweger: »... um mir eine andere Identität zu holen«
- 11 Polt-Heinzl, Evelyn: Rezension zu Brigitte Schwaiger: *Wie kommt das Salz ins Meer*. Gelesen von Julia von Sell. <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=8690>